Bezugs-Preis
der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 193. **Dienstag** den 17. April 1900. **94. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 17. April.

Das Alltagsleben tritt nach ungestört verlaufenem Feste wieder in seine Rechte. Wir wenigstens glauben, daß nicht einmal der Ueberschwang, den gewisse deutsche Zeitungen und der Reichscommissar Geh. Rath Richter aus Anlaß der Pariser Ausstellung aufgeboten haben, auch nur der allernächsten Zukunft bleibendes Rosenroth aufgeschminkt hat. Vielmehr dürfte sich eine sehr wohlthuende Nüchternheit alsbald — der Reichstag tritt in einer Woche wieder zusammen — geltend machen. Vor allen Dingen in dem, was Deutschland jetzt am meisten interessirt, in der **Flottenangelegenheit**. Die Deckungsfrage, die für das Centrum allerdings nur ein „Brimborium" gewesen, darf als erledigt angesehen werden. Die „Germania" schreibt, mit der „Köln. Volksztg." in der Sache übereinstimmend, über die Lage: es sei eine Mehrheit im Reichstag vorhanden für den Stempel auf Connossements und Schiffspassagierbilletts, für die Verdoppelung der Lotteriesteuer, für die Saccharinsteuer, für die Erhöhung des Zolles auf ausländische Champagner und Liköre, sowie importirte Cigarren und Cigaretten, ferner für eine Verbrauchsabgabe von inländischem Schaumwein. Dann fährt die „Germania" fort:

Ueber die Einführung einer **Reichserbschaftssteuer** gehen die Ansichten noch weit auseinander, jedenfalls auch in der Centrumsfraction, so daß uns diese Frage noch nicht sprachreif erscheint, während die übrigen vorhin erwähnten Steuervorschläge gewissermaßen „liquide Forderungen" darstellen, bezüglich deren zwischen Regierung und Reichstag leicht ein Einverständniß zu erzielen sein dürfte. Wie wir von gutunterrichteter Seite erfahren, ist man im Reichsschatzamt keineswegs gewillt gewesen, während der Osterferien des Reichstags die Vorarbeiten für die positive Lösung der Deckungsfrage ruhen zu lassen .... Es ist vielmehr bestimmt zu erwarten, daß beim Wiederzusammentreten des Reichstags der Flottencommission formulirte Steuervorschläge des Reichsschatzamts unterbreitet werden, die auf eine Verständigung bezüglich der Deckungsfrage hoffen lassen und damit auch die Verständigung über den materiellen Inhalt des neuen Flottenplanes erleichtern. Allerdings wird man nicht allen Steuerprojecten, die theils im Reichstag, theils von privater Seite in Vorschlag gebracht sind, Rechnung tragen können; man wird sich vor allem mit einer gesetzlichen Regelung der Deckungsfrage nach Maßgabe des voraussichtlichen Bedarfs begnügen müssen. Ueber den voraussichtlichen Bedarf hinaus der Regierung neue Steuern auf dem Präsentirteller entgegenzubringen, hat der Reichstag ebenso zu vermeiden, wie er bei der darnach verbleibenden Auswahl neuer Einnahmequellen immer darauf Rücksicht zu nehmen hat, daß die neuen Lasten an sich gerechtfertigt sind und die leistungsfähigeren Kreise treffen, auch die Einzelstaaten entsprechend gleichmäßig heranziehen. Dies würde beispielsweise nicht geschehen, wenn der Vorschlag eines Abgeordneten in der „Kreuzztg.", eine Eisenbahnbilletsteuer einzuführen, zur Durchführung gelangen sollte. Dann würden die Bundesstaaten mit einem eigenen Eisenbahnsystem wie Preußen, Bayern, Württemberg, Sachsen und Baden ganz besonders belastet, während die leistungsfähigen Seestädte Hamburg und Bremen frei ausgehen würden. Die Eisenbahnbilletsteuer würde überdies schwerlich im Bundesrath eine Mehrheit finden. Mit der Lösung der Deckungsfrage wird der schwerste „Stein des Anstoßes" gegen eine Verstärkung der Flotte, über deren Umfang die Flottencommission dann weiterhin zu berathen haben wird, beseitigt sein. Bringt das Reichsschatzamt rechtzeitig seine positiven Vorschläge zur Deckungsfrage in die Commission, so ist auch eine Vertagung der Commissionsverhandlungen nicht mehr nothwendig, und dann wird die Flottenfrage vielleicht schon im Anfang des Monats Mai zu einer baldigen Entscheidung kommen, wofür auch verschiedene politische Gründe in Betracht kommen.

Daß der „tolle Einfall" einer Reichserbschaftssteuer kurze Beine haben werde, war trotz der efficiösen Versicherung, der Bundesrath werde ungeachtet aller Bedenken nöthigenfalls dem Vorschlage näher treten, vorauszusehen. Ihn ernstlich ins Auge zu fassen, war wahrscheinlich nur die Regierung Bayerns bereit, in dessen verzwicktem directen Besteuerungssystem es auf eine Absonderlichkeit mehr oder weniger nicht ankommt. Für die gleitende Erbschaftssteuer, wie sie Herr Gröber „für seine Person" verlangte, wäre aber wohl auch Bayern nicht zu haben gewesen. Dürfen wir nun aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Deckung der Kosten rechnen, so ist noch sehr zweifelhaft, wieviel zu decken sein wird. Nach der Ausdrucksweise der „Germania" zu urtheilen, hat sich das Centrum nicht entschlossen, die geforderten Auslandsschiffe zu bewilligen, und man muß sich wohl darauf gefaßt machen, daß das neueste Flottengesetz, vom Standpuncte der allerdings nicht detaillirten Regierungsvorlage betrachtet, Stückwerk sein wird. Den Marinetechnikern dürfte ein solcher Ausgang nicht viel Kopfschmerzen bereiten, aber politisch wäre er mißlich, da er die Flottenfrage nach kurzer Zeit wieder aufleben ließe. Es wird heißen müssen: „Dank Gott für das und bitt' um mehr." Was die „politischen Gründe" anlangt, die der „Germania" zufolge eine rasche Erledigung der Angelegenheit besonders wünschenswerth machen, so haben wir darüber kaum eine Vermuthung. Ein Berliner Blatt meint, es scheine an die Canalvorlage dabei gedacht zu werden. Das ist schon deshalb nicht recht wahrscheinlich, weil bisher ein großer Theil des Centrums den Standpunct der Conservativen getheilt hat, daß die Canalangelegenheit eine politische nicht sei. Wenn wir uns nicht sehr täuschen, glaubt zur Zeit in Preußen kein Mensch mehr an ein alsbaldiges Erscheinen der „verwirrten" Canalvorlage. Der vielbemerkte Artikel der „Nordd. Allg. Ztg." vom 11. d. M., den wir inhaltlich wiedergegeben, spricht zwar von einem „unabänderlichen Festhalten der Regierung", aber diese Großartigkeit ist wohl so zu verstehen, daß die Regierung im Wasserstraßenbau- und Regulirungssachen für nichts zu haben sein möchte, wenn nicht gleichzeitig der Mittellandcanal mit durchgehen könnte. Sie will, wie gesagt wurde, table d'hôte und nicht à la carte serviren. Dieser hübsche Witz dürfte das Einzige sein, was von der „energischen" Erklärung der „Nordd. Allg. Ztg." übrig bleibt. Dagegen hat die etwas jüngere halbamtliche Ankündigung, daß die Regierung beim Fleischbeschaugesetz zwar nicht ganz auf ihrem ursprünglichen Standpuncte beharren, aber dem Einfuhrverbot für rohes Fleisch und einem unbeschränkten Einfuhrverbote für Pökelfleisch dauernden Widerstand leisten werde, alle Aussicht auf Verwirklichung. Graf Klinkowström, von Anbeginn der Führer der Conservativen in dieser Angelegenheit, spricht in der bereits im heutigen Morgenblatte mitgetheilten Erklärung eine sehr deutliche Sprache gegen die Treibereien der Berliner Leitung des Bundes der Landwirthe und die „Kreuzztg.", die sich bisher beinahe neutral verhielt, unterstützt ihn hierin. Mit ihrer von uns kurz erwähnten, aber bezeichnender Weise von zahlreichen einflußreichen conservativen Organen unbeachtet gelassenen neuesten Kundgebung hat die Bundesleitung ihre Sache offenbar nicht verbessert. Die Berufung auf Zustimmung von Einzelparlamenten zu dem Fleischbeschaugesetz in der zweiten Lesung ist in der Hauptsache hinfällig geworden durch die Wiedergabe des Wortlautes der wichtigsten Ausführungen des Abgeordneten Georgi in der sächsischen Zweiten Kammer. Diese Aufklärung ist der „Deutschen Tageszeitung" sehr unangenehm; sie weiß aber nichts dagegen zu sagen und behilft sich mit der Bemerkung, daß sie, die „D. T.", über sächsische Fragen vielfach besser Bescheid wisse als das „Leipziger Tageblatt". Das glauben wir nun nicht, aber wir verstehen den Irrthum der „D. T.". Der Redacteur dieses Blattes vertraut der Zuverlässigkeit seiner Finger, von denen er offensichtlich zumeist seine Berichte über sächsische Stimmungen u. s. w. bezieht. Der Mühe einer sachlichen Widerlegung überhebt uns die conservative und sehr agrarische „Schles. Ztg.", welche zum Ostersonntage schrieb:

„Die Bundespresse stellt diesen Beschluß (des Ausschusses der conservativen Partei, der einem Compromiß über das Fleischbeschaugesetz das Wort redet) als unmaßgeblich hin und beansprucht für den Beschluß des Bundesausschusses die allein maßgebende Geltung. Die conservativen Abgeordneten werden demgemäß vor die Frage gestellt werden, ob sie sich in erster Linie als Angehörige der conservativen Partei oder als Mitglieder des Bundes der Landwirthe zu betrachten haben. Fractionszwang giebt es auf der Rechten bekanntlich nicht; die Freiheit der Abstimmung ist also von parteiwegen jedem Abgeordneten gewährleistet. Wir wollen nur hoffen, daß auch der Bund der Landwirthe seinen Mitgliedern gegenüber mit gleicher Toleranz verfährt. Eine parlamentarische Kraftprobe — auf die, nebenbei bemerkt, die Gegner schon große Hoffnungen setzen — würde für beide Theile, für die conservative Partei wie für den Bund der Landwirthe, sehr verhängnißvolle Folgen haben."

Diese Ausführungen besagen: Wollt Ihr uns Conservativen wie den Nationalliberalen Fitz behandeln? Die Antwort wird, so leid es den Herren von der Leitung thut, verneinend ausfallen. Sie werden trotz der „guten" sächsischen Informationen der „Deutschen Tageszeitung" das Compromiß in der Fleischbeschaufrage Gesetz werden lassen müssen und zwar nicht ohne Hinblick auf Sachsen.

Die Mißstimmung über den bevorstehenden Besuch des **Kaisers Franz Joseph** in Berlin scheint in **Frankreich** nicht nur weitere Kreise erfaßt zu haben, sondern auch intensiver zu sein, als man angesichts des die ganze französische Nation beherrschenden Ausstellungstaumels hätte erwarten dürfen. Wenigstens widmet der Pariser „Temps" dem Besuche einen Artikel, dessen Tonart man, selbst wenn man milde urtheilen will, mit dem „Hamb. Corr." als in hohem Grade dummdreist bezeichnen muß. Das Pariser Blatt beginnt mit der höhnischen Bemerkung, daß man diesem Besuche ja ein ganz besonderes Relief geben zu wollen scheine, obwohl Begegnungen zwischen den Monarchen der beiden Nachbarreiche seit 1871 so häufig geworden, daß sie zu „banalen" Ereignissen herabgesunken seien. Eine Ueberraschung sei also auch dieser neueste Besuch nicht für den Potsdamer Hof, wohl aber sei er geeignet, dem „herrschersüchtigen Wilhelm's II. zu schmeicheln". Der „Temps" schickt damit dem ehrwürdigen Kaiser Oesterreich-Ungarns eine sehr unkaiserliche Rolle zu und versucht zur gleichen Zeit, Kaiser Wilhelm II. auf das Niveau eines Roturiers herabzudrücken, der in der Umarmung eines Monarchen aus altem Hause Thränen befriedigten Ehrgeizes vergießt. In der Vorstellung der Redaction des „Temps" ist der Hohenzollernsprößling immer noch der kleine Markgraf von Brandenburg, dessen „ererbte Eitelkeit" es kitzelt, wenn der Repräsentant des stolzen Geschlechtes der Habsburger kommt, „um den Thronerben bescheiden, fast unterthänig zu begrüßen, wie die drei Weisen aus dem Morgenlande das Kindlein in der Krippe zu Bethlehem." Was bezweckt dieser Hohn? Offenbar ist er auf deutsch-feindliche Elemente der österreichischen Monarchie berechnet, deren Opposition gegen eine neuerliche Bekundung des intimen Verhältnisses zwischen Wien und Berlin man zu wecken hofft. Es wäre nicht das erste Mal, daß die französische Presse sich mit verdächtigem Eifer um die tschechischen Sympathien bemüht. Unter diesem Gesichtspuncte wird die Bosheit verständlich, mit der der „Temps" die Reise des Kaisers Franz Joseph als einen Act „mehr der Vasallentreue als der Bundesfreundschaft gegenüber dem Sieger von Sadowa" bezeichnet. Um einen Vergleich zu finden, geht der „Temps" bis auf die Zeit Napoleon's I. zurück, „da sich in Erfurt die Fürsten und Herrscher um den großen corsischen Emporkömmling drängten und für diesen etwas comödiantisch veranlagten Cäsar ein Parterre von Königen bildeten." Es ist erstaunlich, wie weit das Blatt sich in seinem Aerger von dem guten Geschmack entfernt, den es bisher auch in der politischen Polemik cultivirt hat. — Nachdem der „Temps" so im ersten Theile seines Artikels die Personen der beiden Kaiser begeifert hat, versucht er im zweiten Theile, die sachliche Seite des Besuches tendenziös auszubeuten. Fürst Hohenlohe und Graf Bülow seien nicht die Leute, sich durch einen oberflächlichen Erfolg blenden zu lassen, sie müßten also wohl in der Kaiserreise ein politisches Ereigniß von gewisser Bedeutung erblicken. Sie seien zufrieden, daß man die Welt wieder einmal an das Bestehen des Dreibundes erinnern könne, dieses „künstlichen, erzwungenen, widernatürlichen Bundes, der zwanzig Jahre lang die Grundlage der internationalen Politik gewesen ist". Außerdem werde man wohl in Berlin zur südafrikanischen Frage Fühlung nehmen, und die deutschen Staatsmänner würden England schon zu verstehen geben, daß sie bei den „großen Arrangements" ein Wort mitzusprechen und dabei ein zweites Reich hinter sich hätten. Auch hier tritt deutlich das Bestreben hervor, Mißtrauen zu säen. Selten allerdings hat es im „Temps" in ähnlich plumper Form Ausdruck gefunden.

Im Innern von **Korea** ist eine **Revolution** ausgebrochen — so meldete kurz eine Reuter-Depesche aus Yokohama. Anstoß dazu hat möglicherweise die vielleicht von japanischer Seite genährte Unzufriedenheit der Koreaner mit den von der Regierung in Seoul den Russen in der letzten Zeit gemachten Zugeständnissen gegeben. Die immer dringenderen Forderungen Rußlands, welches entschlossen scheint, in Korea festen Fuß zu fassen, haben dort eine Situation geschaffen, deren Entwickelung besonders in London und Tokio mit großer Spannung

---

Feuilleton.

17]

Drei Theilhaber.

Roman von Bret Harte.

Nachdruck verboten.

Im nächsten Augenblick hatte Steptoe den schreckensbleichen Mann schon bei den Schultern gepackt und niedergedrückt, daß er mit dem Kopf auf den Tisch schlug. „Bist Du ein Verräther, ein Lügner, oder ein verfaßter Narr?" rief er mit heiserem Tone. „Rede, Mensch! Wann und wo hab' ich mich auf ihn verlassen?"

„Du schriebst mir doch auf Deinem Zettel — ich sollte — ihn — helfen!" stieß Hall mühsam hervor.

„Auf meinem Zettel?" wiederholte Steptoe. In seiner Ueberraschung ließ er den Anderen frei.

„Jawohl", erwiderte Hall und suchte mit zitternden Fingern in seiner Weste. „Ich hab' den Zettel mitgebracht; es steht nicht viel darauf, aber Deine Unterschrift ist deutlich zu lesen."

Er händigte Steptoe einen zerrissenen Papierfetzen ein, der in Billetform zusammengelegt war. Beim Oeffnen desselben erkannte er sofort, daß es der Zettel war, welchen er, mit seinem Namenszug versehen, seiner Frau im Boonville-Hotel aufs Zimmer geschickt hatte. Darunter standen, anscheinend von derselben Hand, aber mit kleineren Buchstaben, die Worte geschrieben: „Hilf Van Loo, wo und wie Du kannst!"

Alles Blut stieg ihm ins Gesicht; doch gewann er rasch seine Fassung wieder und sagte hastig: „Ja so, es war mir ganz entfallen. Laß den verdammten Schleicher laufen. Aus Marshall's Parcelle können wir tausend Mal mehr Nutzen ziehen. Es ist auch gut, daß er nicht dabei ist, um sich des Löwen Theil vorweg zu nehmen. Nur müssen wir jetzt keine Zeit verlieren, um schnell an Ort und Stelle zu sein. Geh' Du zuerst hin, ohne Aufsehen, und weise den Gesellen ihre Arbeit an. Ich folge Dir, noch ehe Marshall zurückkommt. Spute Dich! Die Rechnung mit dem Wirthe werde ich abmachen."

Seine Miene verdüsterte sich wieder, sobald Hall fort war und er allein blieb. Er zog den Papierfetzen aus der Tasche und starrte ihn lange an. Ja, es war der Zettel, den er seiner Frau geschickt hatte. Wie konnte er Van Loo in die Hände gerathen sein? War er an jenem Abend im Hotel gewesen? Hatte er das vom Diener weggeworfene Papier auf dem Gange oder im Vorsaal gefunden? Als Hall es ihm zuerst eindändigte, war ihm ein teuflischer Gedanke gekommen, bei dem ihm das Blut kochte vor unbändiger Wuth. Doch der einfachste Menschenverstand sagte ihm bald, daß es Unsinn sei, zu glauben, seine Frau könne mit Van Loo unter einer Decke stecken. Aber war sie ihm vielleicht an jenem Abend im Hotel begegnet und hatte die Gelegenheit benutzt, ihn über seinen früheren Verkehr mit ihrem Kinde auszufragen? Wer weiß, ob sie ihm nicht Alles gestanden und den Zettel mit seiner Unterschrift zum Beweise der Wahrheit vorgezeigt hatte? Frauen greifen manchmal zu den verzweifeltsten Mitteln. Vielleicht glaubte sie nicht an die Abneigung des Knaben gegen sie, und hoffte, durch Van Loo Aufklärung zu erhalten. Ueber die gefälschten Worte und die Art, wie Van Loo sich des Zettels bedient hatte, machte er sich wenig Kopfzerbrechen; daß der Mensch Handschriften fälschen konnte, traute er ihm ohne Weiteres zu, ja, er erinnerte sich plötzlich, daß sein Sohn ihm vor Jahren in aller Unschuld, aber voll Bewunderung, erzählt hatte, welches wunderbare Talent, jede Handschrift nachzumachen, Van Loo besitze, und daß er ihn angeboten habe, ihn diese Kunst auch zu lehren. Es verlief ihn fiebheiß. Wie, wenn Van Loo es dem Knaben beigebracht und ihn dann als arglosen Mitschuldigen benutzt hätte, um seine Streiche sicher ausführen zu können? — Moralische Bedenken hatte Steptoe darüber nicht, auch machte es ihm keine Unruhe, daß es für seinen Sohn möglicher Weise verderblich gewesen wäre. Ihn quälte nur eine wilde, selbstsüchtige Eifersucht, weil ein Anderer sich des Knaben Hilflosigkeit und Unerfahrenheit zu nutze gemacht hatte. Dies Gefühl kannte er schon aus früherer Zeit, hatte ihn doch die Liebe seines Sohnes für Van Loo oft fast rasend gemacht. Zuerst freilich hatte er ihn in seiner Bewunderung bestärkt, als er sah, daß ihm der glatte Schwindler mit den feinen Manieren und Talenten als Vorbild diente. Denn obgleich er diese Dinge selbst mit Verachtung ansah, hatte er doch, wie verblendete Väter pflegen, nichts dagegen einzuwenden, daß sie dem Knaben zu Gute kämen. Selbst zu ungebildet, um zwischen dem oberflächlichen Firniß in Van Loo's Wesen und einer echt vornehmen Erziehung zu unterscheiden, glaubte er dadurch seinem Sohne einen Vortheil zuzuwenden, der auch ihm gelegentlich nützen könnte. Als er seiner Frau sagte, Van Loo fürchte, an die Freundschaft erinnert zu werden, die früher zwischen ihnen bestanden habe, sprach er die Wahrheit. Aber wie sehr es ihren Sohn betrübte, daß die alten Beziehungen abgebrochen wurden, nachdem sie vom Kiefernberg fortgezogen waren, hatte er wohlweislich verschwiegen. Er hatte ihr nicht gesagt, daß der Knabe den scheinheiligen Schurken noch immer bewunderte, auch nicht, wie sehr ihn das kränkte, da er in seiner Selbstsucht des Knaben Liebe für sich ganz allein haben wollte. Wenn sie aber mit Van Loo im Hotel zusammengetroffen war, so konnte sie erfahren haben, wie groß seine Macht über ihr Kind war. Vielleicht frohlockte sie inwendig darüber, obgleich sie solchen Haß gegen Van Loo heuchelte; vielleicht hatten sie zusammen ihre Pläne geschmiedet! Konnte nicht Van Loo den Ort ausfindig gemacht haben, wo sein Sohn untergebracht war, und sich von der Mutter bestechen lassen, ihr seinen Aufenthalt zu verrathen? Ihm schwindelte bei all den Phantasiebildern, die auf ihn eindrangen. Bisher hatte sein nüchterner Verstand ihn vor dergleichen müßigen Träumen und Vorspiegelungen bewahrt, aber seine väterliche Liebe und Eifersucht war zu mächtig geworden, und alle Schrecken der Einbildungskraft stürmten jetzt auf ihn ein.

Zuerst kam ihm der Gedanke, den möglichen Folgen einer Entdeckung zum Trotz, seine Frau in Hymettus aufzusuchen, wohin sie sich nach ihrer Aussage begeben hatte. Das Hotel lag auf seinem Wege nach Tom Marshall's Parcelle, wo er mit den Genossen zusammentreffen wollte. Aber er gab diese Absicht sofort wieder auf. Nur von seinem Sohne konnte er die Wahrheit erfahren. Sie betrog ihn vielleicht, oder weigerte sich, ihm Rede zu stehen. Der Knabe würde offen gegen ihn sein, und wenn seine Befürchtungen begründet waren, konnte er später mit der Frau abrechnen. Es war ein weiter Ritt bis zu dem kleinen Kloster der alten Franziskaner-Mönche in dem abgelegenen Thale, wo er seinen Sohn seit einigen Jahren in die Schule gegeben hatte, ohne daß seine Frau darum wußte. Aber er konnte dort einen Besuch machen und doch noch rechtzeitig am Kiefernberg sein, bevor Marshall mit dem Sachverständigen eintraf. Nie hatte er am Vorabend eines tollkühnen Unternehmens ein so dringendes Bedürfniß gefühlt, seinen Sohn zuvor noch einmal zu sehen. Er erinnerte sich, wie oft der Knabe ihn früher auf der Flucht begleitet hatte, und daß es ihm Glück gebracht und er stets neue Kraft geschöpft hatte, wenn er des Kindes kleine Hand in der seinen hielt. Der Sorge um ihn wollte er wenigstens entledigt sein, ehe er sich auf ein so großes Wagniß einließ. Vielleicht sah er ihn zum letzten Male im Leben. Sonst hatte er sich nie Gedanken gemacht über Vergangenheit oder Zukunft; er würde sich zu jeder anderen Zeit wegen einer derartigen Empfindelei verspottet haben, aber heute war ihm nicht danach zu Muthe. Steptoe holte tief Athem und beschloß, mit dem nächsten Zuge nach den „drei Steinblöcken" zu fahren und von da bis San Felipe zu reiten. Rasch verließ er das Zimmer, bezahlte den Wirth und trabte auf Jack Hamlin's Pancho nach dem Bahnhofe; die Umstände brachten es mit sich, daß ihm zu diesem Zwecke kein anderes Pferd zur Verfügung stand.

Gegen zwei Uhr flog er bei den „drei Steinblöcken" aus, verschaffte sich ein gutes Pferd und war nach einem schnellen Ritt um vier Uhr in San Felipe. Als er den letzten Abhang hinunter durch den dichten Kiefernwald trabte, lag das kleine Thal vor ihm, das wegen seiner Abgeschiedenheit und ländlichen Stille von den eingewanderten Goldsuchern übersehen worden war. Hier hatte sich noch eine der wenigen Missionsanstalten im äußersten Norden Californiens erhalten, die man um ihrer Unbedeutendheit willen weiter bestehen ließ. Das Kloster wurde von der kleinen Bruderschaft als Hospital und Schule für die verarmten spanischen Familien benutzt, die noch in der Gegend lebten. Einmal, als Steptoe mit seinem Knaben Hals über Kopf aus der Stadt fliehen mußte und steckbrieflich verfolgt wurde, war er unversehens in dieses Thal gerathen und hatte bei den heiligen Vätern eine Zuflucht gefunden. Als die Gefahr vorüber war, ließ er den Knaben in ihrem Schutz und zahlte stets reichlich für dessen Unterhalt — darin hatte er seine Frau nicht belogen. Die guten Mönche nahmen das Geld des gewaltthätigen Mannes, der wie ein Räuber aussah, sowohl um ihrer Kirche als um des Kindes willen gern; sie dachten nicht anders, als daß er auf diese Art Ersatz leisten wolle für unrecht erworbenes Gut. Steptoe hatte das damals wohl bemerkt und sie bei ihrem Glauben gelassen. Jetzt aber fiel es ihm mit Schrecken wieder ein. Wie, wenn sie nun versuchten, ihm des Knaben Liebe zu rauben? Würden sie nicht für die Mutter Partei ergreifen, falls diese ihres Kindes Aufenthalt entdeckte und ihr Recht in Anspruch nahm? Bisher hatte er immer über die Sicherheit des Verstecks triumphirt: kein Mensch kannte den Ort, wie sollte sie ihn auffinden, obgleich er für ihre Freunde und seine Feinde so leicht zu erreichen war? Jetzt knirschte er vor Wuth mit den Zähnen, wenn er daran dachte, daß er aus übergroßer Zärtlichkeit, um seinen Sohn sehen zu können, so oft er wollte, einen solchen Mißgriff begangen hatte. Er stieß seinem Pferde die Sporen in die Seite und sprengte mit wilder Hast durch die enge, schlecht gepflasterte Straße, über den menschenleeren Platz, bis er in einer Wolke von Staub vor dem einzig noch übrigen, geborstenen Glockenthurm der halb verfallenen Klosterkirche anhielt. Ein neues Schulgebäude mit Schlafsaal reihte sich an den alten Bau, einfach und bescheiden, ohne das geringste moderne Schaugepränge. Steptoe brach in ein bitteres Gelächter aus — darin steckt auch ein Theil seines Geldes.

Er griff nach dem Seile, das von einer Glocke an der Mauer herunterhing und läutete kräftig. Ein Priester erschien mit leisem Tritt — Pater Domenico. „Eddy Hornburg? Ach ja, der liebe Eddy ist fort."

„Fort!" schrie Steptoe mit einer Stimme, die den Pater erschreckte. „Wohin? Wann? Mit wem?"

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.